

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 86 (1999)
Heft: 9: Beruf im Bild = L'image de la profession = Professional image

Artikel: Wer hat, wer gewinnt Macht? : zum Wettbewerb "Wankdorf", Bern
Autor: Hubeli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-64598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer hat, wer gewinnt Macht?

Den Wettbewerb für das neue Wankdorf-Stadion in Bern veranstaltete ein Generalunternehmer mit Vorbehalten: Er entob sich der Verpflichtung, das Projekt mit den Verfassern auszuführen und mit einer Berufsverband-konformen Honorierung zu kalkulieren. Einzelne eingeladene lokale Architektengemeinschaften verzichteten unter diesen Umständen auf eine Teilnahme.

Der Wettbewerb spiegelt über einen Einzelfall hinaus heute übliche Entscheidungsprozesse, Machtverhältnisse und unterschiedliche Berufsverständnisse (die auch ausserhalb von offiziellen Wettbewerben verbreitet sind).

Unter anderem stellt sich die Frage nach dem aktuellen Status fachlicher Kompetenz. Darf sie sozusagen automatisch politische Rückendeckung erwarten, oder muss sie immer von neuem (berufs-)politisch erobert werden? In diesem Zusammenhang stehen auch Fragen nach neuen unkonventionellen Wettbewerbsformen.

Le concours pour le nouveau stade de Wankdorf à Berne a été organisé par une entreprise générale avec certaines restrictions: refus de s'engager à exécuter le projet avec les lauréats et de le calculer selon un barème d'honoraires conforme à une organisation professionnelle. Dans ces conditions, certaines communautés d'architectes invitées locales renoncèrent à leur participation.

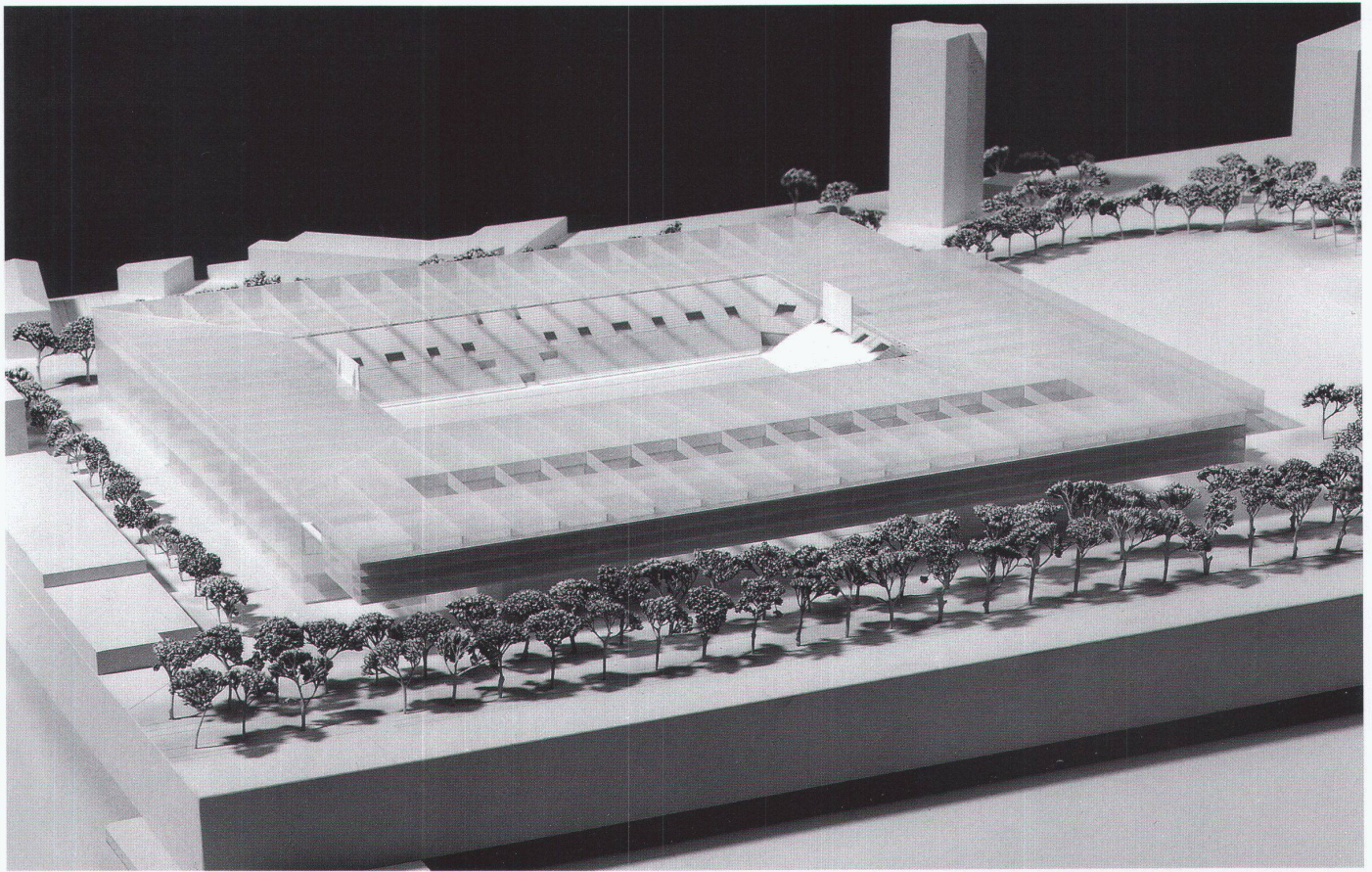
Au delà du cas spécifique, ce concours est une illustration des processus de décision, des rapports de force et des différentes conceptions de la profession ayant cours aujourd'hui (et qui sont d'ailleurs fréquents en dehors des concours officiels).

Parmi d'autres, se pose la question du statut actuel de la compétence professionnelle. Peut-elle compter sur un soutien politique pour ainsi dire automatique ou doit-elle chaque fois reconquérir sa reconnaissance et ce soutien? Dans ce contexte, sont également posées des questions concernant les nouvelles formes de concours non conventionnelles.

The competition for the new Wankdorf Stadium in Bern was not without its conditions, for the general contractor who organised it refused to with the winning team execution guaranty project or to calculate remuneration compatible with the professional associations. Under these circumstances, a number of invited groups of local architects declined to participate.

Over and above the individual case, the competition reflects current standard decision-making processes, power structures and varying interpretations of the architectural profession (which are also widespread outside the context of official competitions).

Among other things, the issue reflects the situation of the current status of professional competence. Can this competence expect automatic political backing, or must it always be re-validated from the very beginning in professional and political terms? It also gives rise to questions about new and unconventional kinds of competition.



Ankauf «Hatrick», Architekten: Mathys & Stücheli, Branger u.a.

Foto: Iris Krebs, Bern

Städte, die ohne Steuern von Konzernen und zahlungskräftigen Bewohnern auskommen müssen, klagen über ihre wirtschaftliche Krise. Den hohen Sozial-, Infrastruktur- und Unterhaltskosten stehen oft nur Steuereinnahmen unterer Einkommensklassen gegenüber, nachdem die Wohlhabenden in die Agglomeration ausgewandert sind.

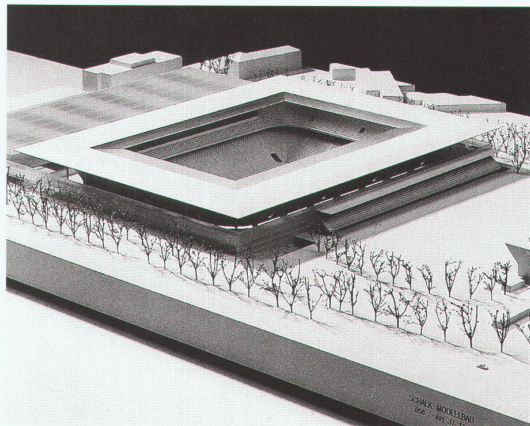
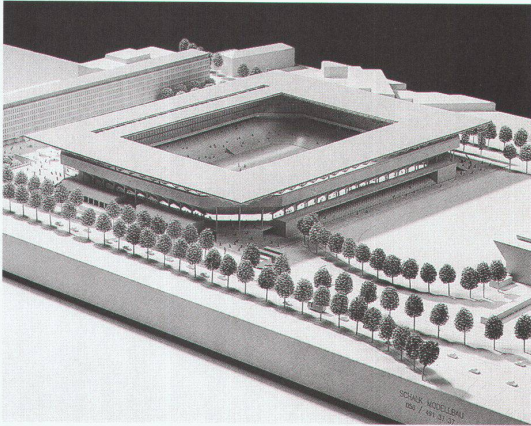
In der Not erscheint die Flucht nach vorn als letzte Hoffnung, die vor allem in Grossereignisse gesetzt wird, die eine weltweite mediale Aufmerksamkeit versprechen. Das Krisenmanagement vertraut dabei spektakulären Bauwerken und ihrer Wirkung als Lockvogel für monetäre Subjekte – Firmen, Investoren, reiche Stadtbewohner und viele Touristen. Um die Beachtung eines globalen Zeichens zu erreichen, scheint es unabdingbar, dass die besonderen Bauobjekte den örtlichen Massstab übertrumpfen.

Solche «Festivalarchitektur», die der Stadtsoziologe Häussermann in ihrer Nachhaltigkeit untersucht hat, erreicht die beabsichtigte Wirkung aber nur selten: Von der Weltausstellung in Sevilla ist eine kostspielige Ruine übrig geblieben. Das Guggenheim-Museum,

das aus dem Industriefriedhof von Bilbao wie eine blecherne Blume ragt, hat die Arbeitslosigkeit (20%) nicht entschärft; zudem verzeichnet es einen evidenten Publikumsschwund; in Luzerns grossstädtischem Kulturbau ist der Konzertsaal auf musikalische Grossereignisse spezialisiert, so dass er für den kleinstädtischen Kulturalltag unbrauchbar ist, was die notwendigen Mieteinnahmen in Frage stellt. Auf der anderen Seite haben sich etwa in München die Investitionen in die Olympischen Spiele gelohnt, weil die dafür gebauten Infrastrukturen nicht nur weiterhin der Stadt dienen, sondern auch eine erwünschte Stadtentwicklung ausgelöst haben.

Vom medialen Echo aus Luzern berauscht, liessen nun auch die Berner Politiker verlauten, dass sie «so etwas wie in Luzern haben wollen». Dabei dachten sie an ein neues Bauwerk für massenkulturelle Ereignisse: «...ein nationales Fussballstadion, das für Bern ein architektonisches Zeichen setzt.»

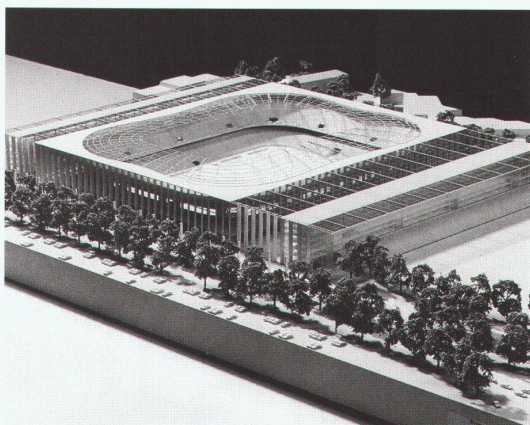
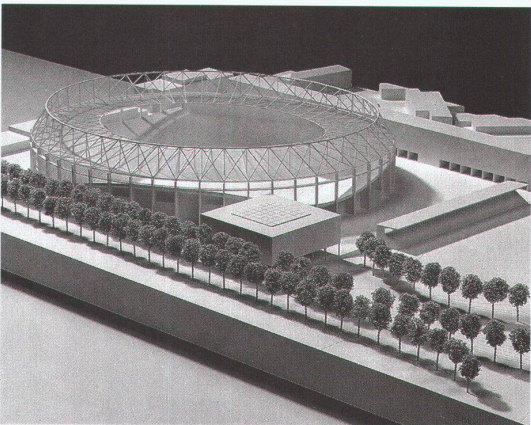
Im Unterschied zu Luzern, das für die Weltklasse der E-Musik ein bewährter Spielort ist, hat in Bern das einzige bedeutende Fuss-



1. Rang, 30 000 Franken:
F. Rebmann, Zürich

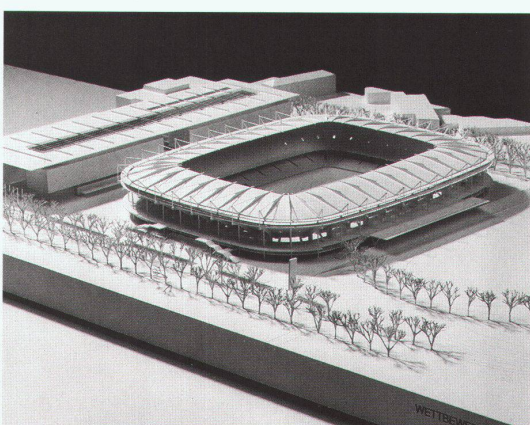
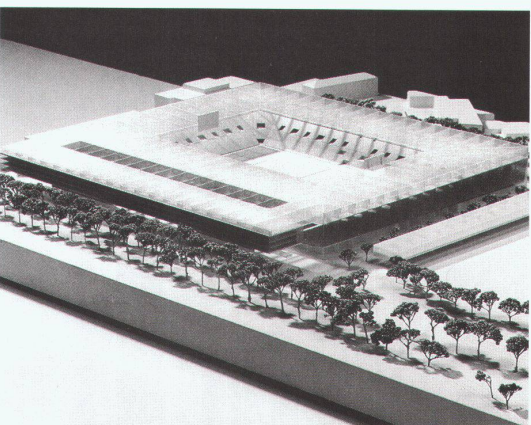
2. Rang, 23 000 Franken:
Rodolphe Luscher, Architecte,
Lausanne;
Architekten Schwaar & Partner AG
Bern;
Beyeler Ingenieure Muri

Mitarbeit: Michel Egger (Projekt-
leiter), M. Da Campo, A. Luscher,
R. Brünisholz, J. Doebeli



3. Rang, 22 000 Franken:
Andrea Roost, Bern;
H. P. Stocker + Partner, Bau-
ingenieure, Bern

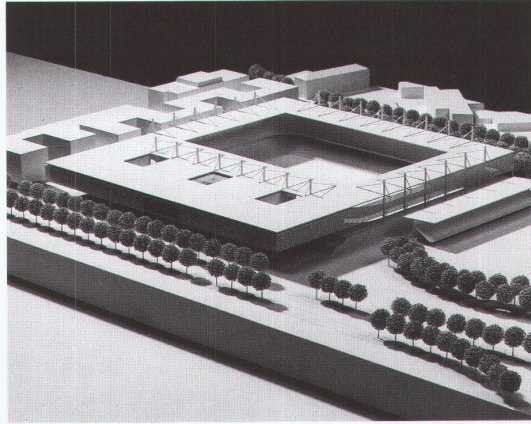
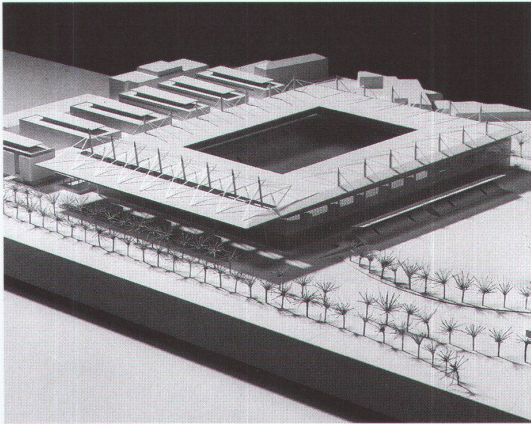
4. Rang, 21 000 Franken:
Ingenhofen Overdiek Kahlen
und Partner, Düsseldorf;
Rykart Architekten und Planer,
Bern



Ankauf, 24 000 Franken:
Mathys & Stücheli, Branger,
Konzett & Partner;
Veronique Zussau, Bern und Chur,
Stern und Partner, Zürich

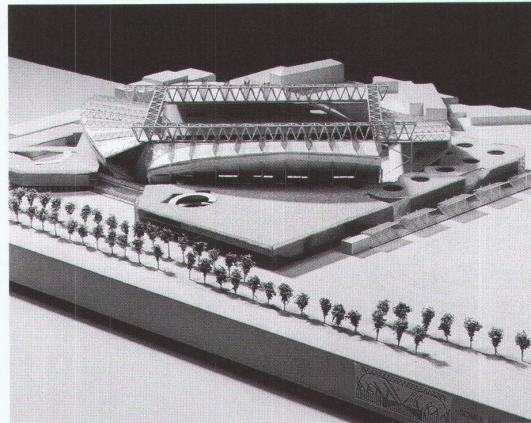
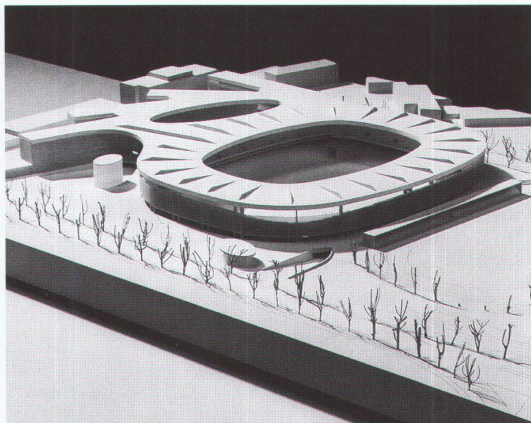
Büro B, Bern;
Arup Associates, Architekten und
Ingenieure, London

Fotos: Iris Krebs, Bern



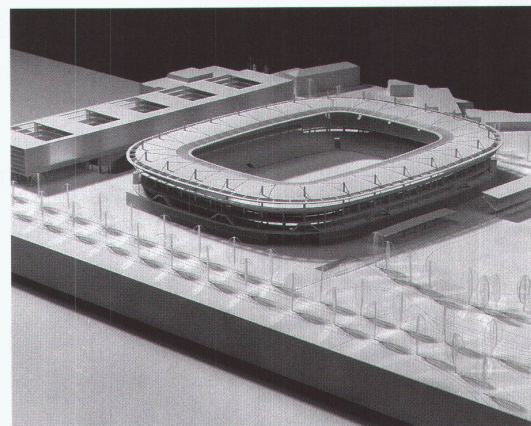
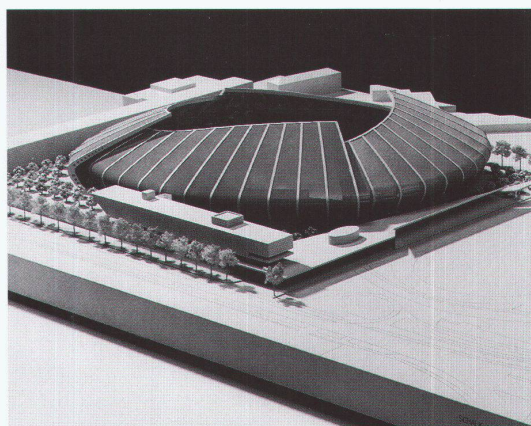
R. Rast Architekten AG, Bern;
 LOBB Architekten London/
 Australien;
 Schleich Bergemann und Partner
 Stuttgart;
 Weber & Brönnimann AG, Bern
 (Ingenieure);
 Gunter Frenzel, Künstler, Solo-
 thurn

Atelier WW, Zürich und Stuttgart;
 Walt und Galmarini Ingenieure,
 Zürich



Cruz + Ortiz, Architekten Sevilla;
 Giraudi & Wettstein, Architekten,
 Lugano;
 Passera + Pedretti Ingenieure,
 Grancia TI

ONE Architecture, Amsterdam;
 ABT adviesbureau voor bouw-
 techniek, BV, VeLP



Bolli + Bolli, Zürich;
 Arquitectonica International,
 Miami, USA

I + B Architekten Itten + Brech-
 bühl AG, Bern, Zürich, Lausanne;
 GWJ Gartenmann Werren Jöhri,
 Bern

ballereignis vor fast 50 Jahren stattgefunden, als Deutschland Weltmeister wurde. Seither kickt im Wankdorf der BSC Young Boys, der inzwischen sogar national zweitklassig ist. Würde ein neues Stadion gebaut, hätte der Verein nicht mal das Geld, die Garderoben zu bezahlen.

Wieso die Stadtpolitiker ihren Traum von «so etwas wie Luzern» mit einem Fussballstadion verbinden, ist auch aus anderen Gründen unbegründet: Erstens ist der monofunktionelle Bautyp längst überholt, da die Kosten und der Unterhalt nie eingespielt werden; zweitens ist der Standort Bern für das nationale Stadion fragwürdig; und drittens hat die Stadt weder Macht noch Geld, ein solches Bauvorhaben bloss als Skizze zu entwickeln.

Die Generalunternehmung Marazzi AG aus Muri hat sich auf Fussballstadien spezialisiert; sie baut zurzeit den Komplex mit dem Basler Stadion «Joggeli». Ihre Spezialisierung basiert auf der scheinbar paradoxen Erkenntnis, dass beim Stadionbau das Stadion selbst unbedeutend ist – es ist bloss Beiwerk in einem Komplex, in den ein Einkaufszentrum, ein Multiplex-Kino, Hotels und Büros kompakt eingepfercht sind.

Vorbild sind die amerikanischen Malls, die sich im Laufe der Achtzigerjahre von Shopping-Centers zu gigantischen Erlebniswelten aufblähten. Es sind äusserlich geschlossene und abweisende Tempel, die im Innern Urbanität als ein virtuelles Gesamtereignis simulieren. Sie bedingen Investitionen von einer bis fünf Milliarden Franken und bilden den morphologischen Kern in den suburbanen Zonen der USA. Als urbane Surrogate verkörpern sie den Untergang der historischen Städte.

Aus der Sicht der Investoren haben solche Baukomplexe drei wesentliche Vorteile: Erstens können sie wie eine private Gemeinde mit eigenen polizeilichen Vorschriften verwaltet werden – die Zugänglichkeit des pseudo-öffentlichen Raumes ist überwacht, kann sozial eingeschränkt und zeitlich geregelt werden; zudem ist das Konsumambiente ökonomisch und ästhetisch genau kalkulierbar; zweitens sind die Nutzungen bzw. die Palette angebotener Konsumgüter und Dienstleistungen diversifiziert, was das unternehmerische Risiko verkleinert; drittens gewährleistet die Kompaktheit relativ geringe Kosten für die baulichen Infrastrukturen und Serviceleistungen, da diese von allen Betrieben benutzt werden.

Als die Marazzi AG ihr Realisierungspotential für Berns Grossstadiontraum anbot, musste der Unternehmer nicht einmal für eine staatliche Deregulierung plädieren. Die Privatinitiative wurde derart belohnt, dass Anfragen in Sachen Wankdorfstadion heute vom Stadtplanungsamt an die Marazzi AG weitergeleitet wird.

Der Ausschluss der behördlichen Instanzen bedeutet, dass die öffentlichen Interessen faktisch ignoriert werden. So warnt das Stadtplanungsamt vergeblich, dass der Stadtersatz die Innenstadt entleeren werde. Die Wirkungslosigkeit solcher oder ähnlicher Argumente ist offensichtlich der Preis für die Privatisierung der Stadtplanung.

Die Marazzi AG hat in kurzer Zeit das Shopping-Center, ein Multiplex-Kino, 500 Büroarbeitsplätze und ein Hotel vermarktet – zusammen rund 50 000 Quadratmeter. Damit die Stadt nicht ganz das Gesicht verlor, hat sie die Marazzi AG aufgefordert, einen Archi-

tekturwettbewerb durchzuführen, ohne dass freilich das Nutzungsprogramm mitsamt seinen städtebaulichen Vorgaben in Frage gestellt werden durfte.

Als sich die 27-köpfige Jury über die 12 Projekte neigte, begannen die Coop, die Büromieter, der Kino- und der Stadionbetreiber, die ihnen versprochenen Quadratmeter, Sitz- und Parkplätze zu zählen und die Zufahrten zu kontrollieren.

Nur ein Projekt konnte dieser Überprüfung standhalten: «Wankdorf Mitte» trennt das Stadion von einem langen Gebäudetrakt, was das Aneinanderreihen der verschiedenen Nutzungen und das Auffüllen mit den notwendigen Flächen erleichtert. Das lapidare Konzept gleicht einem einfachen, überblickbaren Funktionsschema. Als solches wäre es die Grundlage für Entwürfe; in diesem Wettbewerb hatte es aber den Wert einer städtebaulichen Idee: Zwischen dem Stadion und der langen Zeile gestaltete der Architekt eine monumentale Platzanlage von über 10 000 Quadratmeter – so, als wählte er sich nicht in der Berner Agglomeration, sondern im Zentrum von Moskau. Die unangemessene Interpretation des Ortes unterstreicht der mächtige, fast 200 Meter lange Gebäudetrakt, der das Bundeshaus in den Schatten stellen würde.

An diesem dispersen Ort – ohne städtebauliche Bezugspunkte und räumliche Vernetzungspotentiale – sind urbane Morphologien und Typologien nicht nur obsolet – Plätze, Strassenräume, Höfe oder andere Stadträume würden unweigerlich zu Karikaturen ihrer eigenen Geschichte.

Im Gegensatz zu «Wankdorf Mitte» verdichtet «Hatrick» die unterschiedlichen Nutzungen in einem einzigen, kompakten Objekt. Die bauliche Substanz bildet die Umrahmung des Stadions, so dass sich beiläufig eine Umbewertung des Programmes ergibt: Nicht das Stadion ist das Beiwerk, sondern die kommerziellen Hauptnutzungen.

Das Konzept entpuppt sich als eine Fussball-Arena nach dem Vorbild der englischen Stadtclubs, wo die Nähe des Publikums zu den Spielern und zum Feld die Dramatik des sportlichen Ereignisses steigert. Die Form einer Sportanlage bleibt gewahrt; zugleich vermeidet sie eine Entfremdung von der Umgebung. Umhüllt von Polycarbonatplatten übernimmt das Stadion die Gegenständlichkeit von gewöhnlichen Lagerhallen und Tennisanlagen, welche den für die Agglomeration typischen Rhythmus von Wohncluster-Sequenzen mit Einzelobjekten unterbrechen.

Was die Stärke des Entwurfes ausmacht, ist allerdings auch seine Schwäche: die affirmative Annäherung an die plakativen Bilder sub-urbaner Objekte wird auch zur formalen Last, die durch die subversiven Werte von «Hatrick» allerdings mehr als aufgehoben wird. Der Entwurf unterläuft – so weit dies möglich ist – das städtebaulich fragwürdige Programm, indem er eine funktionelle Zerstückelung wie urbanistische Aufrüstungen vermeidet: aus dem kommerziellen Grossobjekt werden gewissermassen die Alltagsfunktionen destilliert, um sie architektonisch auszukosten.

«Hatrick» hat zahlreiche funktionelle Mängel, die eine gründliche Überarbeitung erfordert hätten – nicht aber den Entscheid rechtfertigen, dass «Wankdorf Mitte» vorgezogen wurde. Zwar soll

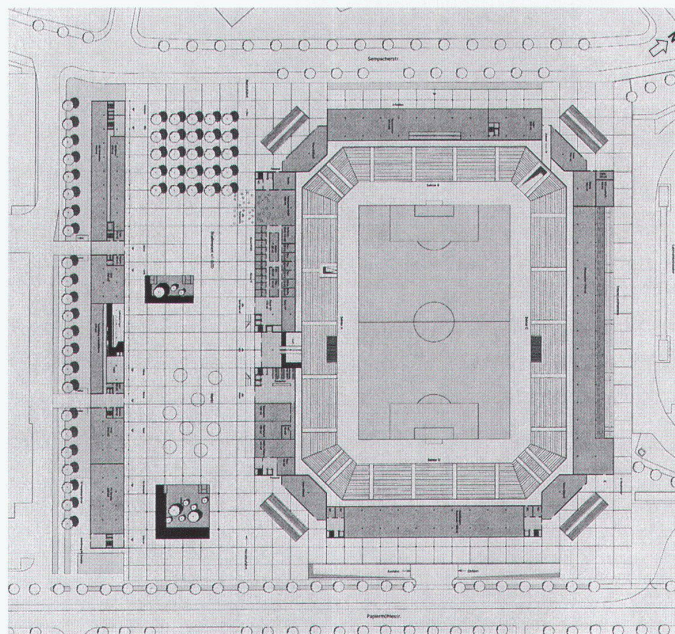
sich die Fachjury gewehrt und eine Aufarbeitung von «Wankdorf Mitte» verlangt haben, weil «die architektonische Qualität stark von der städtebaulichen Konzeption abfällt».

Ausgehandelt wurde schliesslich ein schwer verständlicher Kompromiss in Form einer zweiten Wettbewerbsstufe: das Projekt «Wankdorf Mitte» (1. Preis) ist dabei die verbindliche städtebauliche Vorlage, deren qualitative Mängel zwar erkannt, aber mit «Architektur» behoben werden müssen. Diese sollen die anderen preisgekrönten Teams mit je einem Vorschlag liefern. Das beste Team, so der Juryentscheid, muss schliesslich eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Verfasser von «Wankdorf Mitte» eingehen.

Gleichzeitig bemühte sich die Marazzi AG, diese umständliche Überarbeitung zu verkürzen, indem sie die Mängelbeseitigung selber organisieren wollte. So wurde das Basler Büro Herzog & de Meuron angefragt, das mit der Marazzi AG das erwähnte «Joggeli» realisiert – natürlich vergeblich, da allein schon die Anfrage an Rufschädigung grenzt. Da (aus anderen Gründen) eine Allianz mit einem Zürcher Grossbüro auch nicht zustande kam, blieb der Marazzi AG nichts anderes übrig, als die zweite Stufe des Wettbewerbes anzuerkennen.

Die Farce erreichte ihren Höhepunkt, als sich der Architekt von «Wankdorf Mitte» zur zweiten Stufe selbst einlud und zur architektonischen Aufrüstung einen Kompagnon mitbrachte. Wohl um weiteren Peinlichkeiten Einhalt zu gebieten, korrigierte die Jury diese freiwillige wenigstens zu einer unfreiwilligen Partnerwahl. Zur Arbeitsgemeinschaft verurteilt wurde schliesslich Rodolphe Luscher und sein Team.

E. H.



1. Rang, «Wankdorf Mitte»

Preisgericht

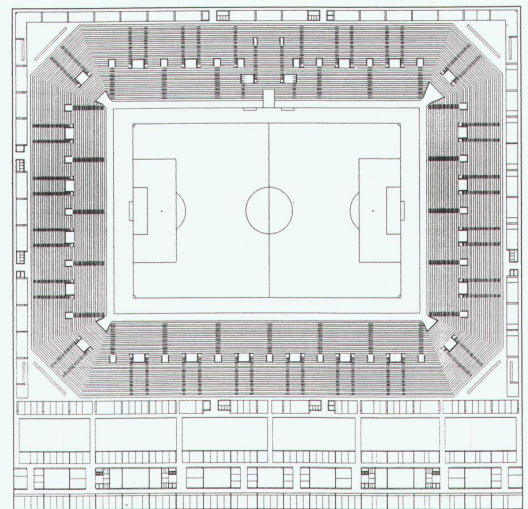
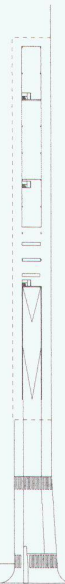
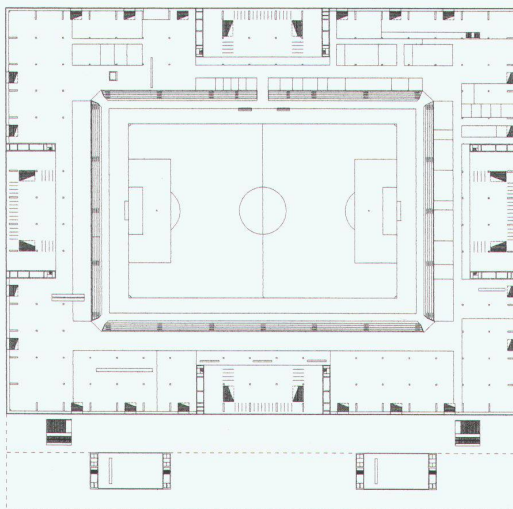
Adrian Guggisberg, Planungs- und Baudirektor, Stadt Bern;
 Dr. Marco Rupp, ecoptima Bern (ohne Stimmrecht);
 Bruno Marazzi, VR-Präsident Marazzi GU, Muri;
 Ralph Zloczower, Schweizerischer Fussballverband, Bern;
 Orlando Mordasini, Präsident Verein Fussball-Stadion Wankdorf, Bern;
 Hansruedi Schaer, Geschäftsführer Verein Fussball-Stadion Wankdorf Bern;
 Andreas Lauterburg, Burgergemeinde Bern, Baurechtsgeber;
 Feri Khanlari, Architekt, Vize-Direktor Eidg. Finanzverwaltung, Bern;
 Jürg Messerli, Direktor Coop Bern

Fachpreisrichter

Roger Riewe, Architekt, Graz;
 Julian Wékel, Architekt, Berlin;
 Dr. Jürg Sulzer, Ing./Stadtplaner, Bern;
 Kurt Aellen, Architekt, Bern;
 Ir. H.G. te Selle, Den Haag;
 Timothy Nissen, Architekt, Basel;
 Max Germann, Architekt, Altdorf;
 Paolo Fumagalli, Architekt, Lugano;
 Walter Wiedmer, Bauingenieur, Bern;
 Heinz Krähenbühl, Architekt, Amt für Bundesbauten, Bern (Ersatz);
 Marcel Waltzer, Architekt, Wetzikon (Ersatz)

Experten (ohne Stimmrecht)

Werner Müller, Direktor Marazzi GU (Veranstalter);
 Peter Gilléron, Generalsekretär Schweizerischer Fussballverband, Bern;
 Christian Moroge, Präsident Sportplatzkommission SFV, Bern;
 Heinz Krähenbühl, Architekt, Amt für Bundesbauten;
 Bruno Riedo, Coop Bern;
 Jürg M. Judin, Focus Film AG, Zürich;
 Marcel Waltzer, Architekt und Kinoplaner, Wetzikon;
 Walter Graf, Büro für Bauökonomie AG, Luzern



- Erdgeschoss**
▷ Rez-de-chaussée
▷ Ground floor
- Dachgeschoss**
▷ Etage attique
▷ Roof floor

Fragen an drei Fachpreisrichter

Es wäre wohl trügerisch, diesen Wettbewerb als Sonderfall zu sehen. Bauherren haben (von Ausnahmen abgesehen) heute wie andere Investoren eine Bestellermentalität; sie definieren das Produkt weitgehend selbst – Funktionen, Form, Preis und Termin. Gerade bei Grossprojekten beschränken sich architektonische Leistungen oft auf Verhüschungen.

Es gibt viele Gründe für diese aktuelle Ökonomisierung der Architektur – von der Mystifizierung des Marktes über die Entpolitisierung der Berufsverbände bis zum Verschwinden akademischer Massstäbe. Es gibt aber auch die berufliche Selbstreferenz, dass Architekten nicht mehr können, als eine professionelle Dienstleistung anbieten, die sich auf eine spezifische Teilaufgabe beschränkt – wie etwa die koordi-

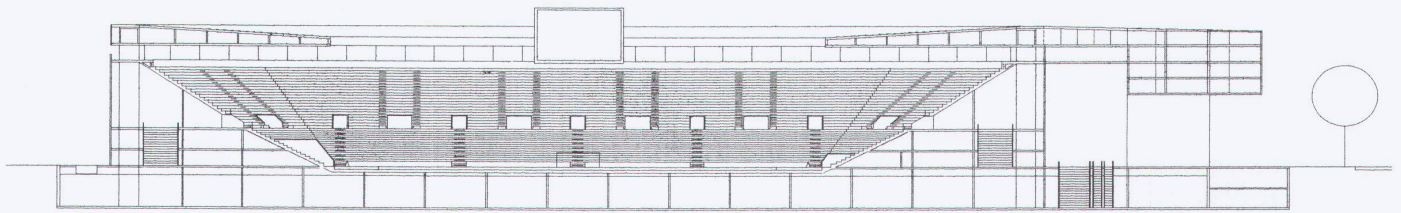
nierende, gestalterische Lenkung eines Bauprozesses, dessen substanzielles Resultat weitgehend durch andere vorbestimmt ist. Dies muss nicht immer nur zum Nachteil sein – Architekten sind ja keine Alleskönner. Wieso aber werden Wettbewerbe à la Wankdorf nicht wirklichkeitsnah ausgeschrieben oder dafür ein anderes, angemessenes Verhandlungs- und Entscheidungsverfahren gewählt? Es kann ja durchaus sein, dass ohne Wettbewerb mehr kooperiert wird.

Riewe:

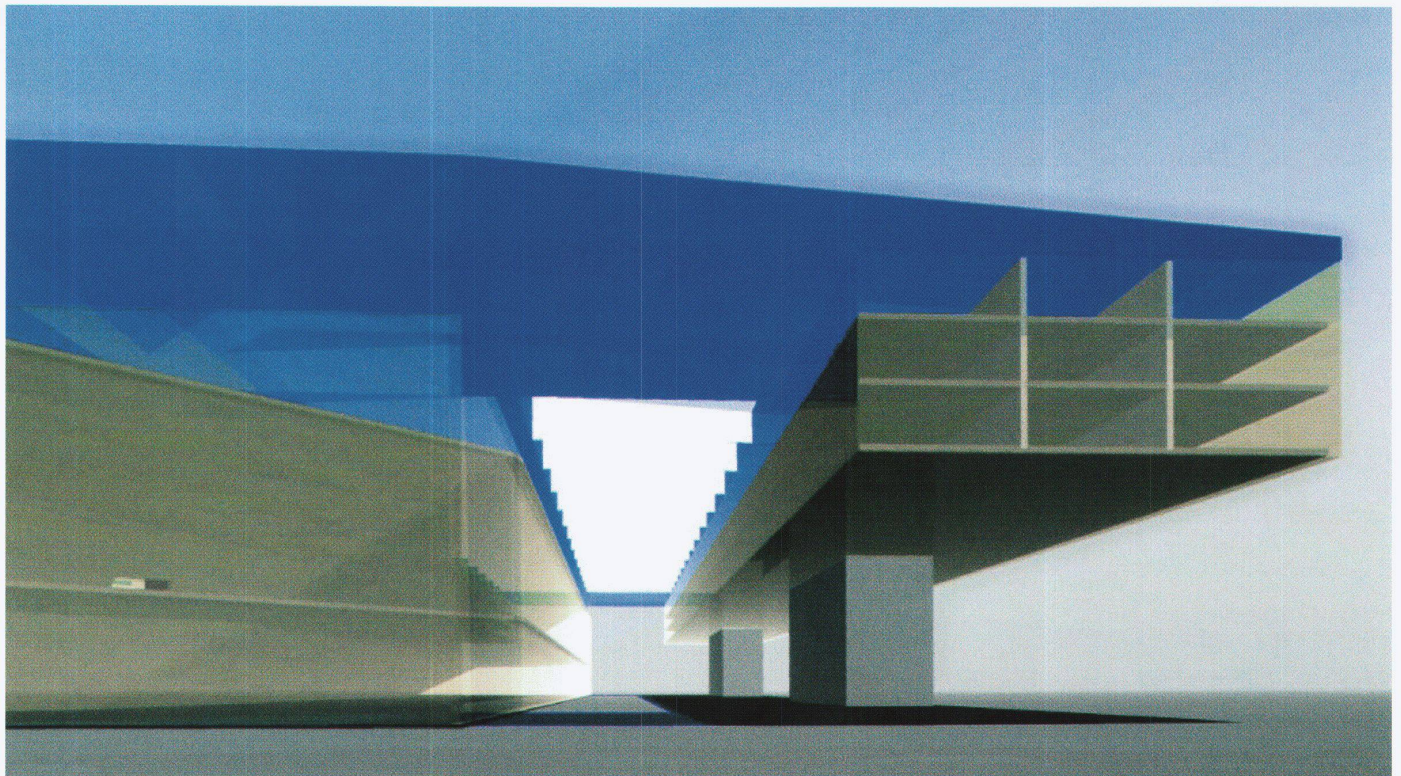
Ja, es ist richtig. Der Wettbewerb Wankdorf war sicherlich kein Sonderfall, weder in seiner Struktur noch in seiner Prozesshaftigkeit.

So genannte grosse Wettbewerbe legen oft den trügerischen Schluss nahe, dass komplexe Aufgabenstellungen mit einem ultimativen Geniestreich gelöst werden können, wodurch ein Projekt an sich schon zum Scheitern verurteilt ist.

Ganz selten sind in der Vergangenheit preisgekrönte Wettbewerbsprojekte ohne wesentliche Veränderungen realisiert worden. Wenn dies tatsächlich gelungen ist, dann hat die Realisierung weniger mit der Qualität des Entwurfs zu tun gehabt, sondern vielmehr mit einer das Projekt begleitenden Organisations- und Kommunikationsstruktur sowie, und das ist wesentlich, mit den Initiatoren und Betreibern dieser Strukturen. Um komplexe Aufgaben einer qualitätsvollen Lösung zuführen zu können, müssen diese prägnant transportiert werden. Dies ist möglich, indem das An-



Querschnitt ▷ Coupe transversale ▷ Cross section



liegen im engeren wie auch im weiteren Sinne personifiziert wird. Ich weiss, der Aufschrei wird jetzt gross sein! Wo bleibt da unser demokratiepolitisches Verhalten, wo bleibt da unser heiliges Mitspracherecht? Aber zu oft sind in der Vergangenheit Verantwortungen delegiert worden, haben sich Politiker und Stadtplaner hinter Mehrheitsentscheidungen und Plebiszite versteckt, haben qualitätsvolle Projekte geopfert und sich dafür über ihre Wiederwahl gefreut!

Architekturwettbewerbe können nicht das Allheilmittel sein. Statt andauernd nach Wettbewerben zu schreien, sollten unsere so genannten Berufsvertretungen versuchen, opinion leaders zu werden, oder Architekten suchen, die diese Rolle übernehmen können, die dann beratend und soufflierend auf den Kreis von Personen einwir-

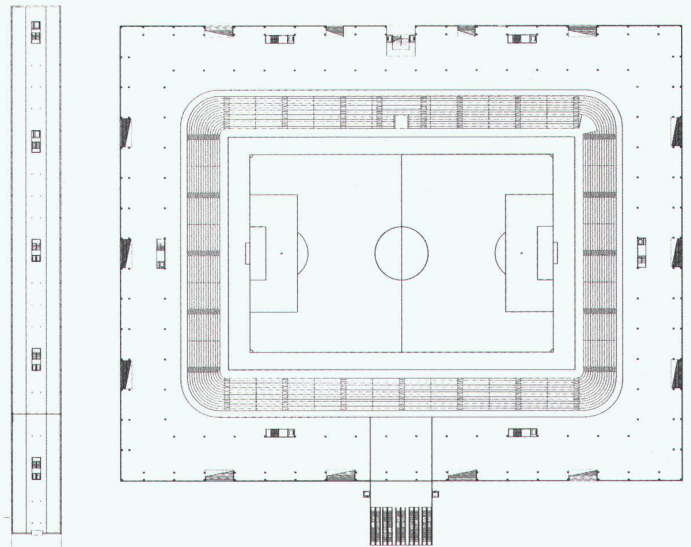
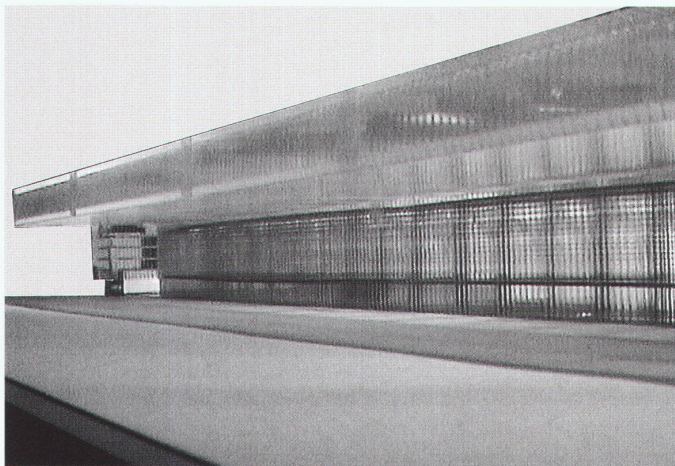
ken, die in der Lage sind, ein Projekt zu einem persönlichen Anliegen zu machen. Üblicherweise werden Wettbewerbe erst ausgelobt, nachdem der Standort, der Nutzer, die Rahmenbedingungen und das Budget fixiert worden sind.

Die Weichen müssen aber viel früher gestellt werden, und zwar von den Architekten. Dies geschieht meistens nicht, da auf der einen Seite die Berufsverbände immer noch versuchen, den Künstlerarchitekten zu protegieren, und die Architekten selber sich mit einem neuen Berufsbild noch nicht so recht auseinander setzen mögen. Auf der anderen Seite sehen die Politiker und Investoren die Architekten meistens als reine Objekt designer. Die Krise ist also hausgemacht!

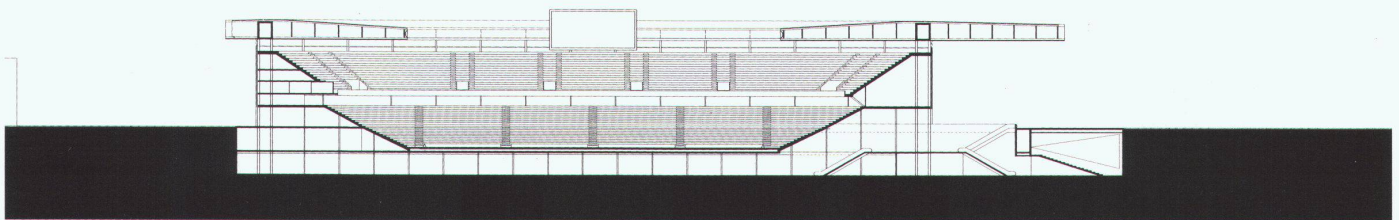
Aellen:

Der Wettbewerb ist nach wie vor eine einzigartige Institution, um Projekte auf hohem Niveau zu realisieren. Die Architekturqualität der Schweiz und damit viele unserer Architekten – erfolgreich im Ausland – wären nicht weltweit anerkannt ohne den Wettbewerb, auch wenn eben diese Architekten, nachdem sich der Ruhm eingestellt hat, den Wettbewerb oft verschmähen.

Ein Allerweltsmittel zur Lösung der Probleme ist der Wettbewerb dennoch nicht. Wankdorf zeigt dies deutlich. Entgegen der Behauptung in der gestellten Frage ist Wankdorf doch ein Sonderfall: Fünf verschiedenartige Nutzungen, die zum Teil nichts miteinander zu tun haben, einander betrieblich aber gewaltig in die Quere kommen, in einem Projekt zu vereinen, nur damit das sonst

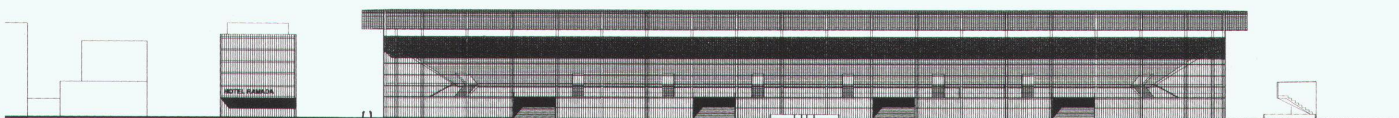


Erdgeschoss ▷ Rez-de-chaussée ▷ Ground floor



Querschnitt ▷ Coupe transversale ▷ Cross section

Ostfassade ▷ Façade est ▷ East façade



nicht finanzierbare Fussballstadion getragen werden kann, ist alles andere als ein Normalfall.

Leider wurde diese Problematik im Vorfeld des Wettbewerbes nicht diskutiert, oder besser gesagt, von niemandem in ihrer Tragweite erkannt (weder vom Auslober, der Jury, den Teilnehmern, den Journalisten...). Dafür wurde eine dekonstruktive Diskussion über den Honorar- bzw. Leistungsanteil im Vorfeld des Wettbewerbes geführt, was bedauerlicherweise einige gute Kandidaten dazu bewogen hat, nicht mitzumachen.

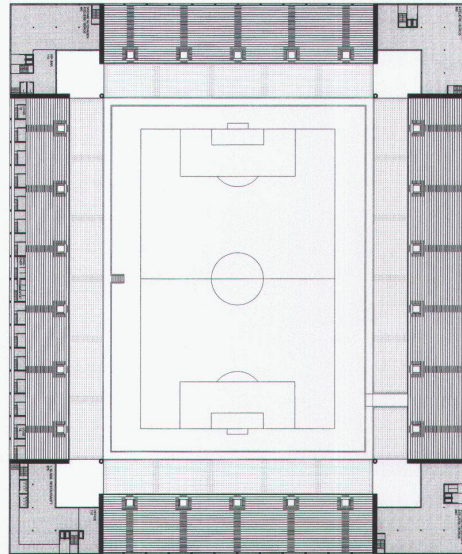
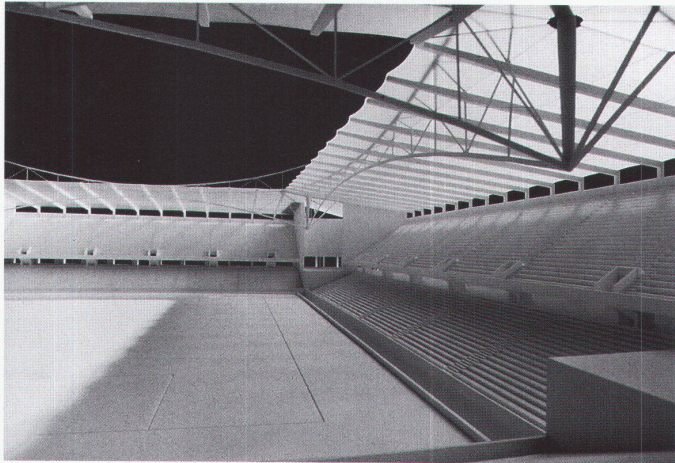
Dass in dieser Situation die einzelnen Bauherren, die für ihre Anlageteile allein verantwortlich zeichnen, ihre eigenen Interessen vertreten und wenig Verständnis aufbringen, wenn sie sich einem für sie ungünstigen Gesamtkonzept unterordnen sollen, darf wohl niemanden erstaunen.

Und dass aus dieser Situation heraus schliesslich ein Projekt gekürt wurde, das nach Art eines Organigramms all die widersprüchlichen Wünsche erfüllt, in städtebaulicher Hinsicht kein Unding ist, aber auch kein vertretbarer architektonischer Entwurf, war zwar enttäuschend. Es gab jedoch in dieser Phase keine andere Lösung, als zu hoffen, dass auf der Grundlage dieses Organigramms ein Projekt heranwachsen werde. Dies ist – auf unkonventionelle Weise, die nie als Modellfall betrachtet werden darf – dank dem vollen Einsatz der Jury und dem Willen der Bauherrschaft zu einem exemplarischen Projekt, nach dem Wettbewerb geschehen.

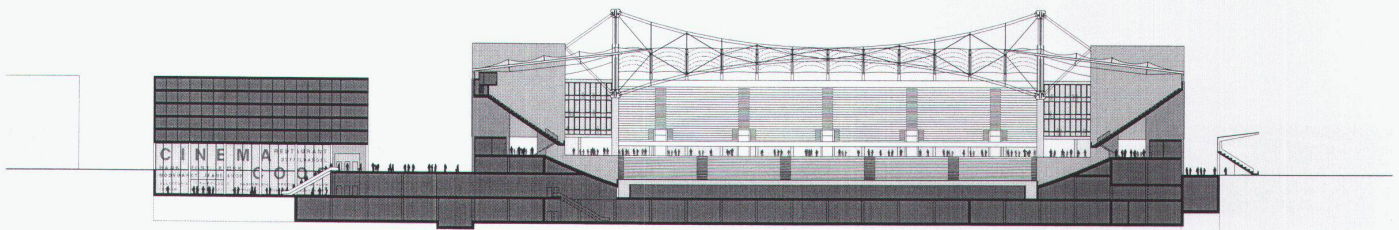
Zur «Ökonomisierung» der Architektur: Obschon eine Tendenz zur Ökonomisierung besteht, kann man davon ausgehen, dass sich jeder Bau-

herr ein gutes Projekt wünscht. Es geht aber, durch entsprechende Propaganda geschürt, die Angst um, dass gute Architektur den erwarteten Nutzen nicht zu erfüllen vermag. Wir müssen die künstlich erzeugte Kluft zwischen Architektur und ihrem Nutzen («Kundennutzen») ist heute das Modewort, um sich beim Kunden beliebt zu machen) sorgfältig wieder zuschütten. Es liegt also an uns Architekten, die Kunden davon zu überzeugen, dass sie mit guten Projekten einen Mehrwert erhalten.

Z.B. Wankdorf: Während die Nutzer mit dem prämierten Organigramm-Projekt zufrieden waren, sind sie jetzt vom gut funktionierenden Architekturprojekt begeistert.

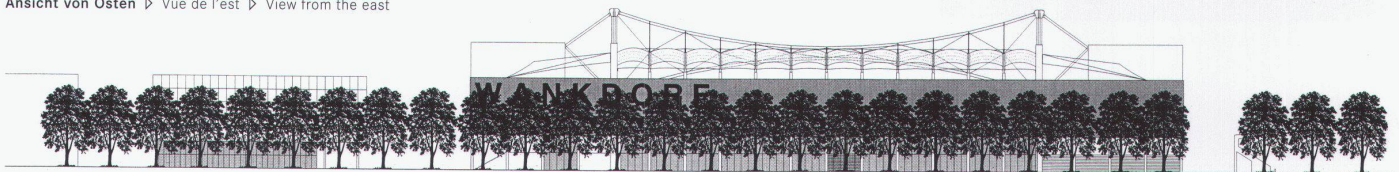


4. Obergeschoss ▶ 4e étage ▶ 4th floor



Querschnitt ▶ Coupe transversale ▶ Cross section

Ansicht von Osten ▶ Vue de l'est ▶ View from the east



Fumagalli:

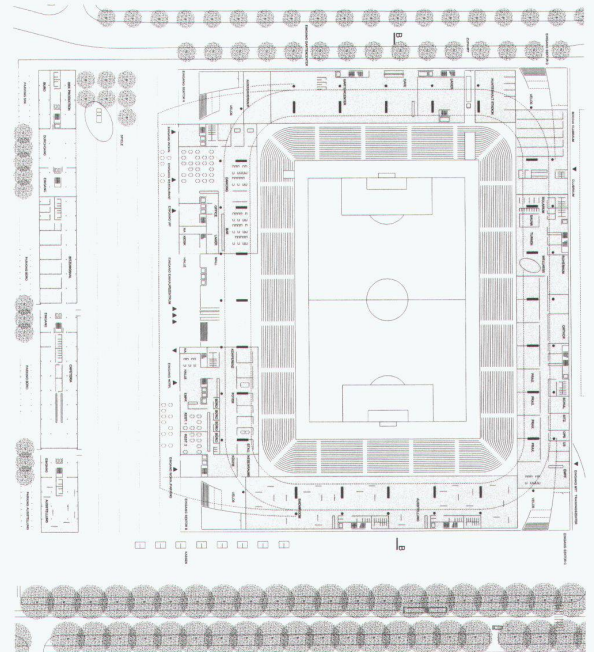
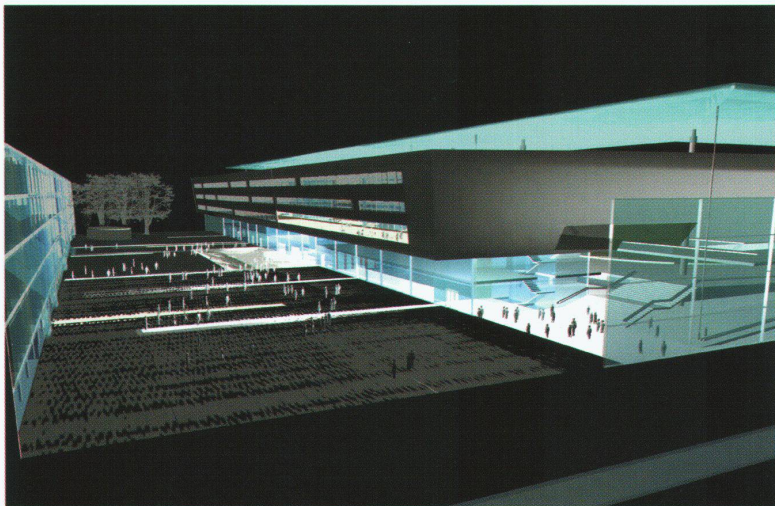
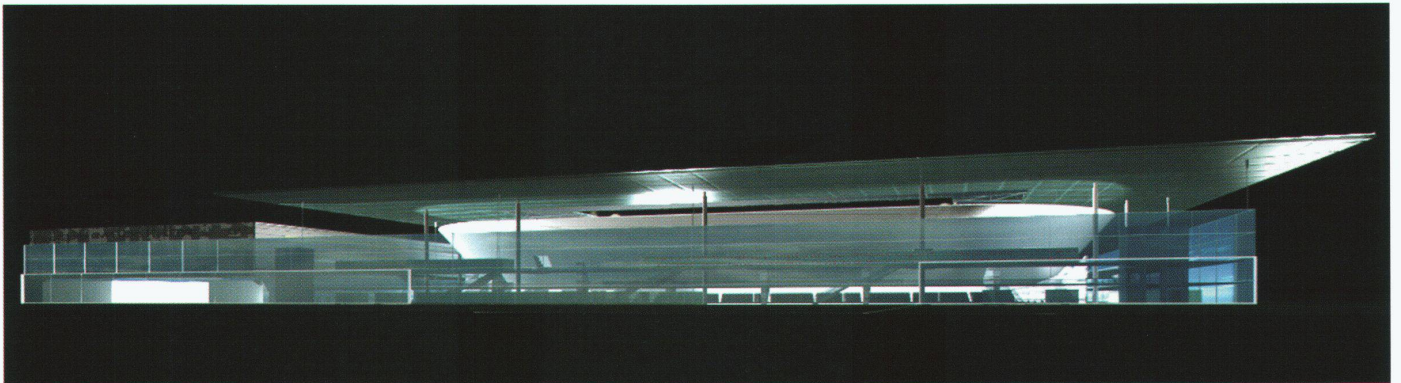
Unter den vielen Elementen, die in einem Architekturwettbewerb Beachtung verdienen, ist eines wesentlich: die Ausschreibung. Aus dem Programm bezieht das Projekt seinen Sinn, seine Motivation; im Programm nehmen jene Randbedingungen Gestalt an, die das Projekt in die eine oder andere Richtung treiben; durch das Programm werden die einzelnen Funktionen und ihre Beziehung zueinander festgelegt. Kurz, im Programm werden all die Daten zusammengetragen, die sich in der architektonischen Lösung schliesslich materialisieren. Das Programm enthält implizit auch die Informationen über die Geschichte des Ortes und seinen Bezug zur Umgebung, beides massgebend für die städtebaulichen Aspekte des Entwurfes; es gibt Aufschluss über die «politischen»

Ziele des Projekts sowie die stadtplanerischen Absichten, die sich mit dem künftigen Neubau konkretisieren sollen.

Es handelt sich also nicht nur um quantitative Angaben über die Funktionen und die ihnen zugeordneten Quadratmeter, sondern auch um solche, die vom Wettbewerbsteilnehmer grundsätzliche Entscheide für den Entwurf abverlangen, bevor er überhaupt den Bleistift in die Hand nimmt. Und trotzdem ist ausgerechnet das Programm der schwache Punkt eines jeden Wettbewerbs. So durchdacht, genau und detailliert es auch sein mag, das Programm ist der gordische Knoten des Wettbewerbes. Warum?

Die Antwort ist so simpel wie banal: Weil das Projekt fehlt. Das Programm wird – «in Abwesenheit des Projekts» – am Tisch gemacht. Die Phase

des «Programmierens» ist in einem Wettbewerb notgedrungen von jener des architektonischen Entwurfs getrennt. Deshalb wehe, wenn an diesem Programm etwas geändert wird! Das Programm ist innerhalb des Wettbewerbs eine unabänderliche vollendete Tatsache. Dementsprechend ist die erste Phase der Jurierung, welche der eigentlichen Jurierungsarbeit vorangeht, der «technischen» Analyse der eingereichten Projekte gewidmet, das heisst, es wird anhand genauester Tabellen kontrolliert, ob der jeweilige Projektverfasser das Programm eingehalten hat. Während die Beziehung zwischen «Programm» und «Projekt» einer der grundlegenden Momente des architektonischen Entwurfes ist, liegt es in der Natur des Wettbewerbs zu fordern, dass das letztere mit dem ersteren absolut übereinstimmt. Der Mechanismus

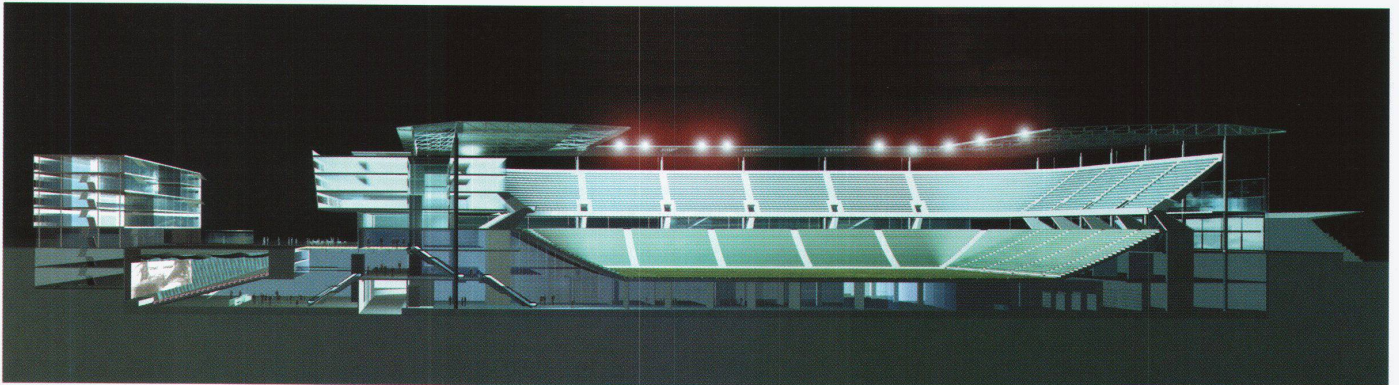


Erdgeschoss
 ▷ Rez-de-chaussée
 ▷ Ground floor

des Wettbewerbs, wie er sich eingebürgert und institutionalisiert hat, verunmöglicht, ja verbietet es den Teilnehmern, am Programm Änderungen vorzunehmen: Sonst droht der Ausschluss.

Und doch können die Absichten des Bauherrn – die im Programm dargelegt sind – erst am Projekt verifiziert werden, nämlich dann, wenn sie in architektonische Formen und Räume, in funktionale Zusammenhänge, in städtebauliche Optionen übersetzt werden. Erst wenn der Architekt dem Bauherrn die ersten Skizzen, die ersten Projektideen präsentiert, beginnt die wechselseitige Zusammenarbeit, die von Gespräch zu Gespräch, von Revision zu Revision führt, so dass die ursprünglichen funktionalen Absichten (das Programm) und die ursprünglichen architektonischen Ideen (das Projekt) immer neue Änderungen er-

fahren, bis man schliesslich zur optimalen Lösung gelangt. Nicht so in einem Wettbewerb, hier ist diese Art von Wandel und gegenseitiger Zusammenarbeit (jeder Architekt weiss, wie bereichernd sie ist) nicht möglich; dies wurde weder ausprobiert, noch ist es in den Normen vorgesehen. Bei einem Wettbewerb muss alles stillschweigend ablaufen: das Programm ist das eine, und du, Architekt, arrangiere dich, es bestmöglich umzusetzen!



Die zunehmende Arbeitsteilung von Entwurf und Ausführung ist das Resultat einer Spezialisierung, die mit neuen Energie-, Baugesetzen und bauindustriellen Entwicklungen zu tun hat – vor allem aber mit Garantieleistungen, die konventionelle Architekturbüros gar nicht tragen können.

Für die nahe Zukunft scheint sich die Berufskompetenz (abgesehen von einer generellen Flexibilisierung) auf konzeptionelle und strategische Fragen des Bauens zu verlagern – vermutlich innerhalb von Teams, die Gesamtleistungen anbieten.

In diesem Zusammenhang erweisen sich Gesamtleistungswettbewerbe – das zeigen erste Erfahrungen – als viel zu teuer, insbesondere für Bauherren, so dass wohl neue For-

men und Inhalte von Wettbewerben entstehen werden. Was wäre heute – angesichts veränderter Berufsrollen und Anforderungen – das angemessene Wettbewerbsverfahren?

Riewe:

In der Industrie und der Wirtschaft gehört es zum guten Ton, innovationsverdächtige Entwicklungen zu fördern. Als Förderungsgeber treten die Berufsverbände, die Landes- und Bundesregierungen sowie die EU auf.

Und wer fördert die Architekten? Keiner!

Wie die Lemminge begehen die Architekten gegenwärtig einen kollektiven Exodus, indem sie im festen Glauben an ihre eigene Genialität gewaltige Summen in Wettbewerbe stecken, in der

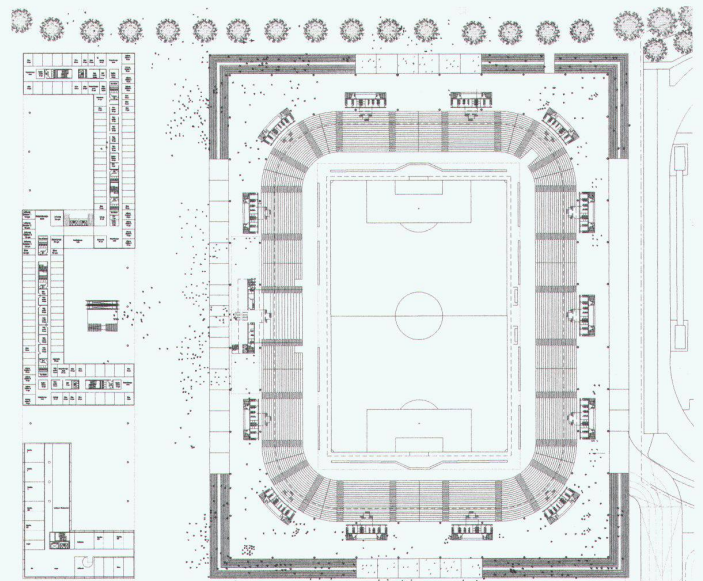
tiefen Überzeugung, jeden Wettbewerb gewinnen zu können!

Hier müssen Alternativen erarbeitet werden! Der Wettbewerb ist kein unbedingter Garant für hochwertige Ergebnisse, im Gegenteil, er kann sogar schaden!

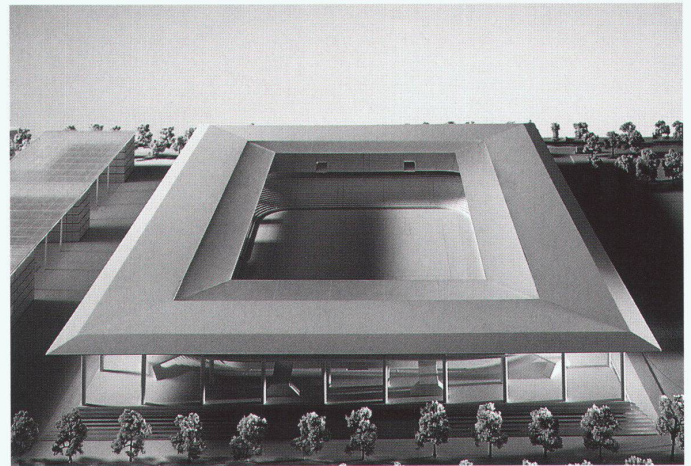
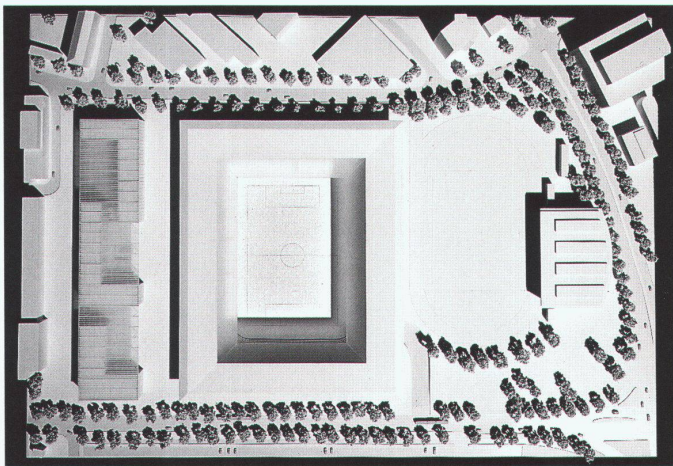
Sinnvoller wäre ein Ansatz, Innovationspotentiale auszuloten, um diese dann qualitätvollen Lösungen zuführen zu können. Hierfür müssen die Rahmenbedingungen, wie Zeit und Raum, geschaffen werden. Die Berufsvertretungen müssen sich dieser Aufgabe annehmen, wenn es ihnen daran gelegen ist, aufzuzeigen, was qualitätsvolle Architektur sein kann.

Hierzu müssen sie bei Subventionsansuchen behilflich sein oder selber Subventionsbudgets aufstellen, indem sie z.B. zu Stiftungen mutieren

Ingenhoven Overdiek und Partner;
Rykart Architekten + Planer, Bern
2. Stufe



Erdgeschoss
▷ Rez-de-chaussée
▷ Ground floor



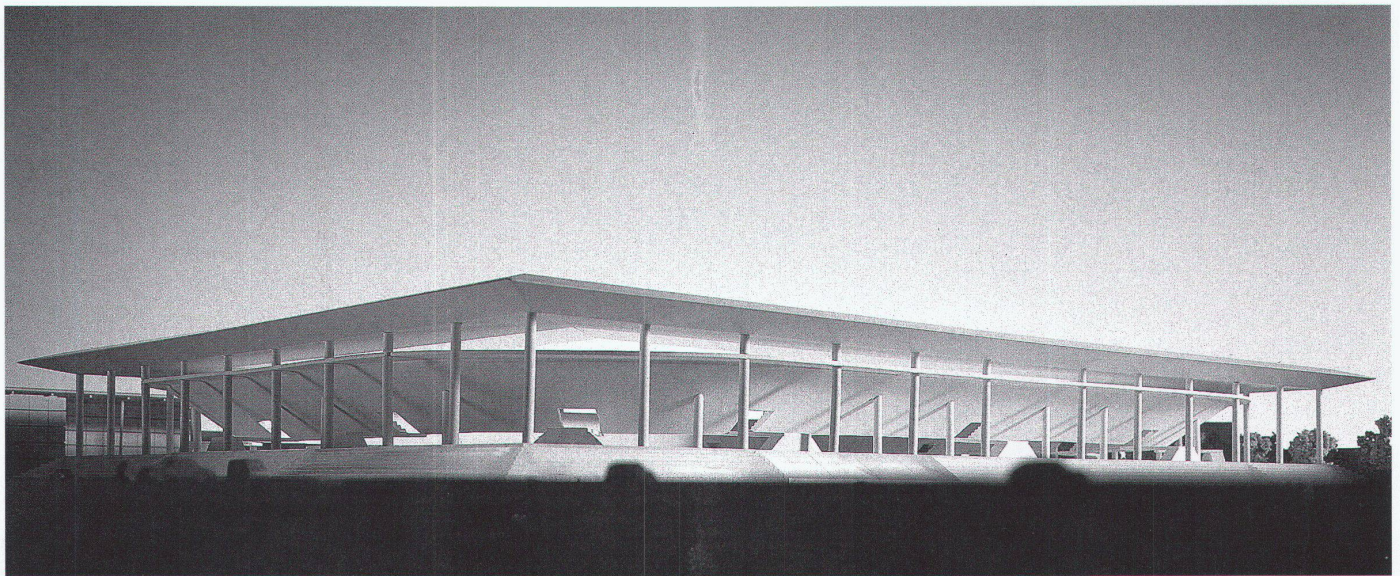
und den Zinsertrag ihres Stiftungskapitals innovationsträchtigen Projekten zur Verfügung stellen. Es müssen die Voraussetzungen geschaffen werden, dass qualitätsversprechende Ansätze tatsächlich realisiert werden können und nicht in Wettbewerben aufgegeben werden.

Aellen:

Es wird neuerdings viel über Gesamtleistungen geredet, in der Anwendung sind jedoch die Beispiele noch selten. Tatsächlich ist der Aufwand, der im Vorfeld der Projektierung geleistet werden muss, unverhältnismässig gross. Es ist auch widersprüchlich, in der heutigen Zeit der raschen Veränderungen, alles im Voraus definieren zu wollen und danach eine starre Gesamtleistung zu verlangen. Eigentlich spricht in der heutigen Situation

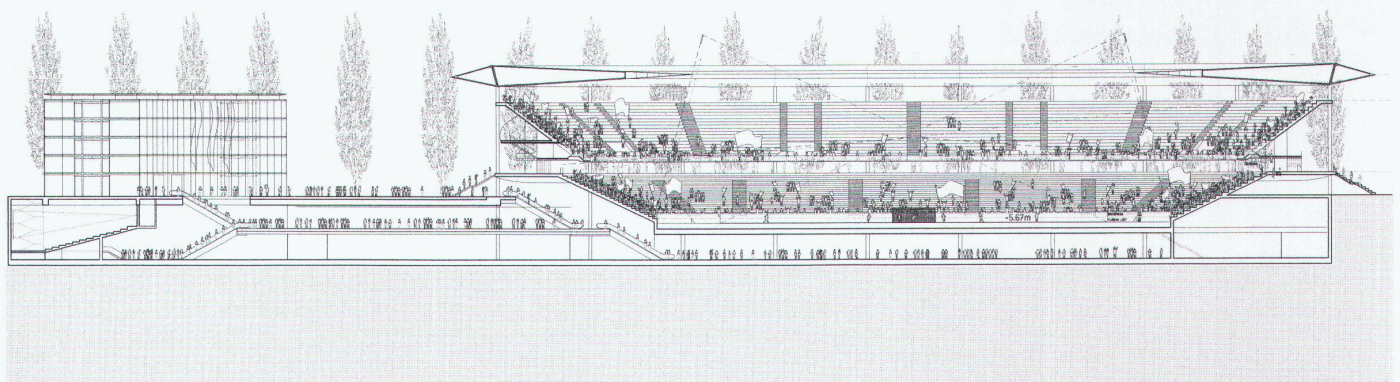
alles gegen die Gesamtleistung. Wenn sie dennoch propagiert wird, dann ganz einfach deshalb, weil sie für eine gewisse Kategorie von Marktteilnehmern die gewinnträchtigste Form ist, einen Bau zu realisieren. Mit einem gewissen Zynismus könnte man die obige Behauptung umkehren: Unternehmensnutzen vor Kundennutzen. Mit dem stark zunehmenden Spezialistentum im Bereich der Planung ist es verständlich, dass sich die Bauherren (z.T. auch die Architekten) überfordert fühlen. Dies führt dazu, dass sofort jemand in die Lücke springt: Gesamtleiter, Bauherrenberater, Projektmanager oder Generalunternehmer versuchen dem Bauherrn das Problem abzunehmen. Dies ist jedoch der falsche Weg. Der Bauherr muss sich mit seiner Aufgabenstellung identifizieren und mit dem Projektverfasser kommunizieren,

damit er ein funktionierendes, kostengünstiges, gutes Projekt erhält. Die Mitstreiter garantieren das Umfeld, die Ablauforganisation, Termine, Kosten usw.; das alles ist zwar wichtig, aber Lösungen ergeben sich so keine. Es stellt sich also zunehmend die Aufgabe, die Leistungen, die zum Entstehen des Projektes notwendig sind, im interdisziplinären Team gesamthaft zu erbringen. Der Architekt muss es schaffen, innerhalb dieses Umfeldes die zentrale Aufgabe der Projektentwicklung zu erfüllen. Die neuen Instrumente des SIA, mit Schwergewicht auf dem Leistungsmodell, liefern die strukturellen Grundlagen zur Definition des Projektierungsprozesses aller beteiligten Entscheidungsträger.



Querschnitt ▶ Coupe transversale ▶ Cross section

Fotos: Holger Knauf, Düsseldorf



Der Wettbewerb offenbarte auch ethischen Konfliktstoff. Spätestens als die Architekten aufgefordert bzw. gezwungen wurden, ein städtebauliches Konzept zu übernehmen, dem sie mit ihren eigenen Projekten widersprachen, wurde wohl die Grenze zur beruflichen, wenn nicht gar persönlichen Entwürdigung erreicht.

Hätte da die Jury nicht geschlossen zurücktreten müssen, da der Wettbewerb ja innerhalb der SIA-Konventionen stattfand?

Riewe:

Beim Stadion Wankdorf hat es letztlich so etwas wie einen zweiphasigen Wettbewerb gegeben – einen städtebaulichen Ideenwettbewerb und einen baukünstlerischen Realisierungswettbewerb.

Das ist im Prinzip nichts Anrüchiges. Hätten die Initiatoren die Entwicklung der langwierigen Entscheidungsfindung im vornherein absehen können, so vermute ich, hätte man sich zu einem klassischen zweistufigen Wettbewerb durchringen können. Für ein anderes Verfahren (Expertenverfahren, kooperatives Verfahren) haben offensichtlich viele Bedingungen gefehlt.

Ich halte wenig von Rücktritten. Ein Rücktritt ist nur dann angebracht, wenn er aus Protest geschieht und der Protest Aussicht auf Erfolg hat. Nur dann.

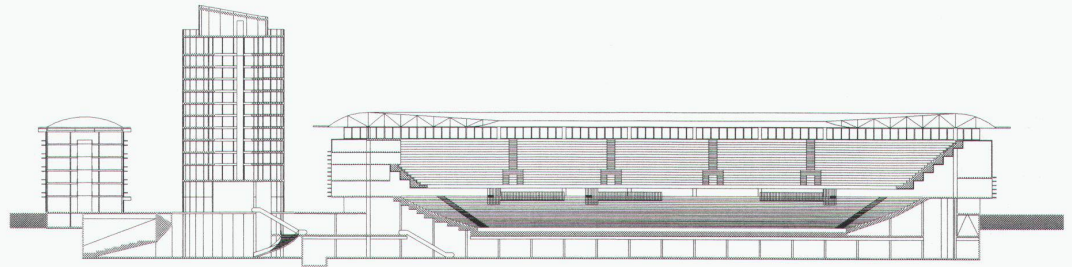
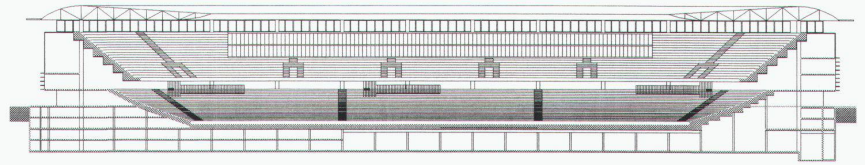
Aellen:

Rückzug, weil eine Sache nicht genau so abläuft, wie man es sich aus seiner Sicht heraus wünschte, ist kein Ausweg. Der Wettbewerb in seiner

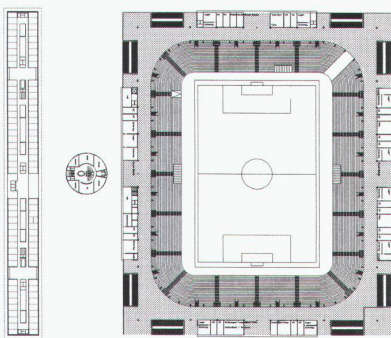
Reinform bringt keine Gewähr für gute Lösungen. Nur hartnäckiges Engagement aller Beteiligten bis zuletzt kann zu einem Resultat führen. Folgendes noch zur gestellten Frage der persönlichen Entwürdigung. Wie oft entwerfen wir aufgrund von Richt- oder Konzeptplänen, die von Berufskollegen oder von der Verwaltung ausgearbeitet worden sind? Wo liegt da der Unterschied? Die Frage geht von der irrigen Idealvorstellung aus, dass der Architekt allein alles beherrscht. Ich war persönlich sehr beeindruckt von der Bereitschaft der vier Preisträger, mit Enthusiasmus in diesen unkonventionellen Prozess einzusteigen. Die Motivation war gegeben in der Verantwortung mitzuhelfen, dass hier etwas Exemplarisches entsteht.

Übrigens: Lest doch bitte den Beitrag im SI+A Heft Nr. 21/99 über die Kuppel des Doms in Mai-

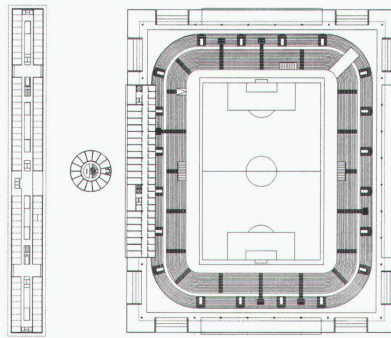
Arbeitsgemeinschaft
F. Rebmann, Atelier WW
2. Stufe



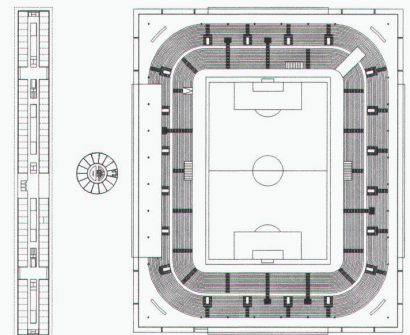
Schnitte ▶ Coupes ▶ Sections



Ebene +4 m ▶ Niveau +4 m ▶ Level +4 m



Ebene +12 m ▶ Niveau +12 m ▶ Level +12 m



Ebene +18 m ▶ Niveau +18 m ▶ Level +18 m

land! Offenbar ist es jahrhundertalte Tradition, dass bei komplexen Aufgaben unkonventionelle Wege zum Ziel führen.

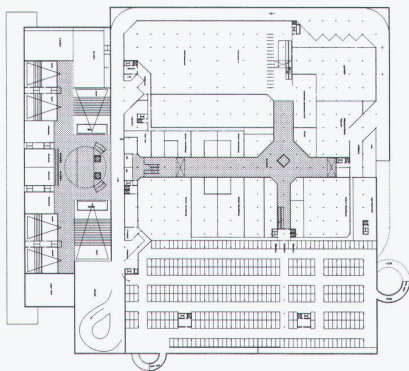
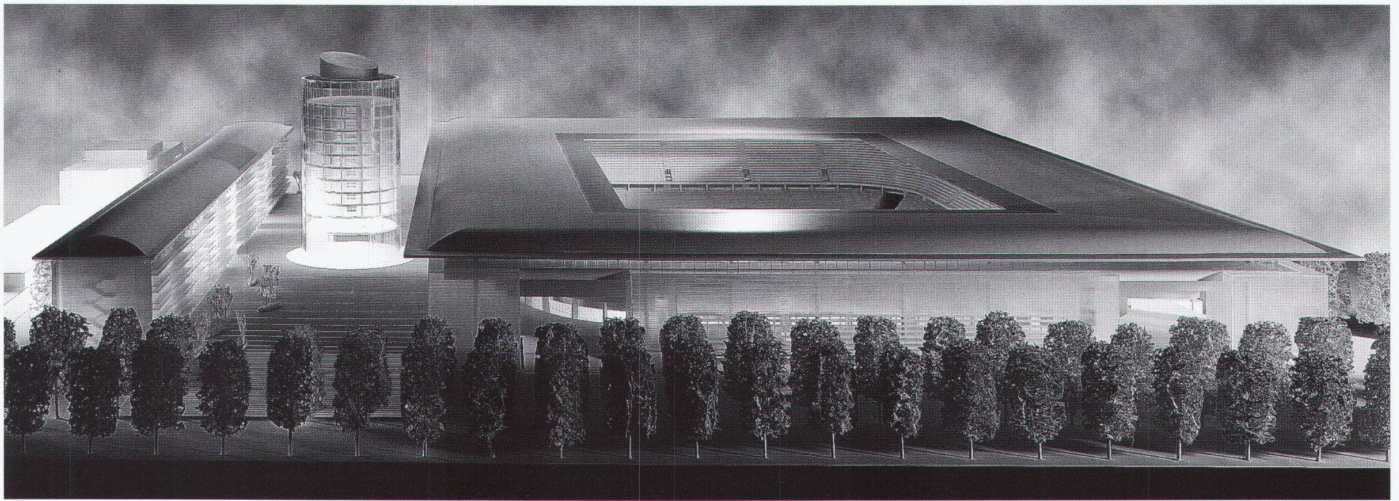
Fumagalli:

Der Wettbewerb für das neue Wankdorf-Stadion in Bern ist ein Musterbeispiel für dieses Auseinanderklaffen von «Programm» und «Projekt», das hier eklatante Formen annimmt. Denn das Programm ist schizoider, als man es sich vorstellen kann, wie die Teilnehmer beim Verfassen ihrer Projekte (am eigenen Leib) und die Jurymitglieder beim Beurteilen und Auswerten der vorgelegten Lösungen erfahren konnten. Schizoid deshalb, weil es vorsa, ein Fussballstadion, ein Einkaufszentrum, Büros, ein Multiplex-Kino und ein Hotel miteinander zu kombinieren. Ist es denn menschenmög-

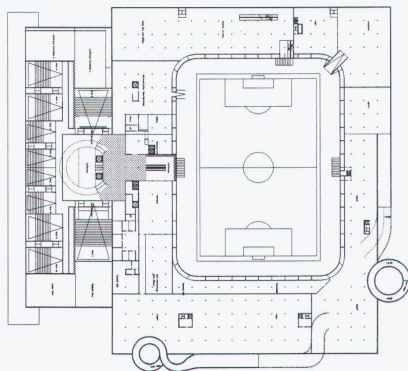
lich, einen Ort zu materialisieren, wo gleichzeitig ein Mittelstürmer sein Tor schießt (und 30 000 Zuschauer auf den Rängen zu brüllen anfangen), während Mami und Papi mit Sprössling ihr Waschpulver einkaufen, ein Angestellter sich über seinen Computerbildschirm beugt, die Kinoliebhaber in der Reihe sitzen, um zum x-ten Mal zuzuschauen, wie der Kinderwagen im «Panzerkreuzer Potemkin» die Treppe hinunterfällt, und wo, im selben Moment, neben dem schlafenden Parfum-Vertreter im Hotelzimmer der Wecker abgeht. Eine funktionale Verirrung, ein schizoides Programm!

Genauso wenig wie die vorgeführte Szenerie auf funktionaler Ebene (ein Goal schießen, auf der Tribüne Beifall spenden, einkaufen, arbeiten, einen Film anschauen, schlafen) funktionieren kann, funktioniert sie auf architektonischer oder

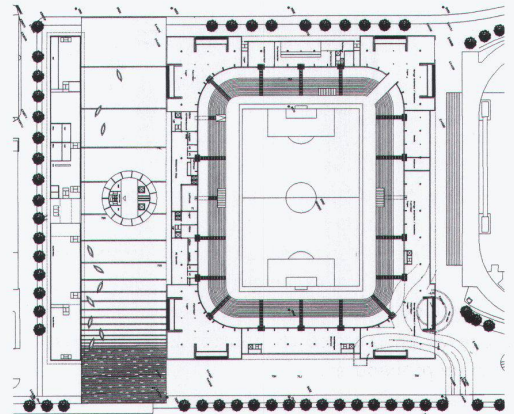
städtebaulicher Ebene. Welches formale Abbild entspricht diesem Salat der Funktionen? Soll man eine öffentliche Nutzung von der aussergewöhnlichen Ausstrahlung eines Fussballstadions in eine primäre, starke, emblematische architektonische Form übersetzen? Und – folglich – all die anderen Nutzungen verstecken, indem man zum Beispiel das Einkaufszentrum (das viel häufiger frequentiert wird als das Stadion selbst) unter das Fussballfeld vergräbt? Oder müsste man die Fassaden der Büros, wo die Leute tagtäglich arbeiten, architektonisch in den Vordergrund stellen? Und müssen dann am Abend, wenn ein Fussballspiel stattfindet, die Leute an den dunklen Fensterfronten der verlassen Büros vorbeigehen, welche die mit Zuschauern vollgepackten Tribünen verdecken?



Ebene -11 m ▶ Niveau -11 m ▶ Level -11 m



Ebene -5,5 m ▶ Niveau -5,5 m ▶ Level -5,5 m



Ebene 0 m ▶ Niveau 0 m ▶ Level 0 m

Diese auf funktionaler Ebene zumindest «gewichtigen» Fragen werden auf städtebaulicher Ebene zu wahren «Felsbrocken». Was wird aus der Stadt, aus dem Quartier gegenüber diesem funktionalen Pudding? Es ist auf diese Weise doch unmöglich, eine Hierarchie der Strassen und plausible urbane Räume zu schaffen, soziale Bezüge zu festigen und die künftige Stadtentwicklung zu planen.

Louis Sullivan mit seinem berühmten Ausspruch «form follows function» würde wahrscheinlich, wenn er ein solches Thema umsetzen müsste. Wir hingegen im Schmelztiegel der Globalisierung der Märkte, auf den (nur in der Schweiz beschränkten?) wirtschaftlichen Abwegen unserer Zeit – die bedeuten, dass ein Fussballstadion mit einem Shopping-Center, mit Büroflächen, einem Kino und

einem Hotel finanziert werden muss – helfen mit, Architekten und Juroren in einem Wettbewerb aufs Glatteis zu führen, um nachher vom Fenster aus zuzuschauen, was das Ganze für ein Ende nimmt.

(aus dem Italienischen: Christa Zeller)